



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Von einem jungen Frontoffizier: Altes und neues Heer : XIV. Soldaten nach
der Kappzeit

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das vorkonfuzianische „Buch der Wandlungen“ machte Dr. Richard Wilhelm aus Peking zum Ausgangspunkte seiner beiden Vorträge: „Die Wandlungen in der Natur“ und „Die Wandlungen im Menschenleben“, mit denen die Tagung schloß. Was ist Wirklichkeit? Für den organisch, nicht mechanisch und kausal denkenden Chinesen besteht die Wirklichkeit und ihr Werden nicht aus eindeutigen, toten, streng begrenzten Kräften, sondern aus lauter mehrdeutigen Übergängen, deren jeder Keimhaftes und Absterbendes, Neues und Altes nebeneinander enthält. Und was ist ein Weiser? Weise ist, wer dies weiß, wer erkannt hat, daß alles in der Natur und im Leben seine zwei Seiten hat, daß er die Wahrheit nicht haben kann, ohne sie mit Irrtum bezahlen zu müssen, daß er Unglück für Glück, Wandelbarkeit auf der Oberfläche für Beharrung in der Tiefe in Kauf nehmen muß. Der Weise ist darum nichts weniger als „abgeklärt“ und „geseht“, sondern im Gegenteil in fortwährender Bewegung, weil allein die Anpassung an den Wandel der Zeiten die Erfassung des ewig gleichen Weltsinnes und dessen Einklang mit dem Handeln verbürgt. In der Synthese von Chinas tiefer Erkenntnis und Europas Aktivität, Konfuzianismus und Christentum sah Richard Wilhelm unsere geistige Zukunft.

Es ist natürlich, wenn die gelungene Tagung bei allen Teilnehmern den Wunsch erweckte, im kommenden Frühjahr diese Woche philosophischer Einkehr und Sammlung zu wiederholen. Indes verbieten die ungeheuren Kosten und die steigende Geldentwertung eine neue Veranstaltung vor Herbst 1922. Sollen doch die einkommenden Gelber ihrem Hauptzweck, der Heranbildung und Vertiefung der künftigen Führer unseres Volkes, die nicht selten unbemittelt sind, erhalten bleiben. Denn darin liegt ja die Bestimmung der „Gesellschaft für freie Philosophie“: keinen Verein zu bilden, sondern Träger der Stiftung zur Erhaltung der Schule der Weisheit als der Pflanzstätte des neuen Menschen zu sein.



Altes und neues Heer

Von einem jungen Frontoffizier

XIV. Soldaten nach der Kappzeit*)



Der General der Republik: . . . (Nach der Kappzeit.) Der General a. D. läuft hastig und wuchtig in seinem Arbeitszimmer, vollgestopft mit Kriegserinnerungen und militärwissenschaftlichen Büchern auf und ab. Seine Hände greifen in die Luft, impulsiv, im Tatendrang, im unbefriedigten.

„Ich bin noch jung mit meinen 56 Jahren. Meine Kraft liegt brach. Muß wieder schaffen. Menschen erziehen, Deutsche erziehen, Soldaten sehen und führen. Was ist mir das Leben ohne Tätigkeit!

Ich weiß eine Aufgabe für mich.

*) Aus Tagebüchern von Alltagsmenschen in ihrer Unklarheit, nicht von heroischen in ihrer Zielklarheit.

Zerbrochen liegt das Kaiserreich. Die Wankelmütigkeit seines Kaisers, die Borniertheit seiner Höflinge, die Geldgier seines Parvenue-Bürgertums, die Verbohrtheit seiner Führer: sie haben abgewirtschaftet. In meinem Herzen ist kein Platz mehr für dies Ideal. Die Führerschicht hat versagt. Das Volk muß zur Herrschaft. Neue frische Kräfte heran.

Ich denke an manchen meiner einfachen Soldaten. Ihr gesunder Sinn schafft raschere Entschlüsse, als ein Korps von Geheimräten. Einen aufblühenden Volksstaat zu schützen und Kraft zu geben — Herrgott, ist das nicht eine Aufgabe, wert, sein Leben, seinen Ruf einzusetzen und wert, ihn wider das Geschrei der Kameraden von einst zu wahren? Keiner von ihnen wagt die Tradition zu brechen! Ich will's! Fehlt doch in Deutschland nur der Soldatenführer, dessen Lebenswerk aus tiefster Überzeugung der Schutz der Republik ist. Hinter den Taten dieser weichlichen Republik muß die Macht des Schwertes stehen, dann wird sie aufblühen und in kurzer Zeit sich Freunde werben.

Wir brauchen den General der Republik. Ich weiß es. Ich kann's. Ich will's!"

Er geht zum Schreibtisch, greift nach der Feder und schreibt an den Reichspräsidenten. Sein Blick fällt auf das Bild seines alten Regimentskommandeurs. Auf das Bild mit der Widmung:

„Der Offizier lebt nicht sich, sondern dem Korps, mag der einzelne drunter zerbrechen. — Nicht der Revolution, sondern der Tradition; das vergessen heißt: Sterbestunde des Standes.“

Der General stiert auf das Bild. Erinnerungen der Leutnantszeit werden wach. Aus der Schublade zieht er seinen Revolver.

„Leben ohne zu schaffen, kann ich nicht. Schaffen gegen ein heiliges Gesetz will ich nicht!“

Den Blick fest auf den Spruch geheftet, das Auge klar und ruhig wie beim Befehl vor der Schlacht: erschießt er sich. . . .

Der Volksoffizier. „ . . . Nun ist endlich meine Sehnsucht in Erfüllung gegangen, die Sehnsucht von 20 Jahren: nun bin ich Leutnant! Dank der Revolution! Zwar begegne ich oft einem heimlichen Lächeln meiner Leute, wenn sie ihren alten weißhaarigen Leutnant sehen, wenn er unwillkürlich vom Offizierston in derben Unteroffizierston verfällt. Zwar schweigen die Herren Kameraden, die vornehmen Herren, wenn ich ins Kasino komme, aber: ich bin Leutnant!!

Nun war ich auf Kurjus. Man hat mir in meinen alten Kopf Mathematik, Französisch, Englisch hineingepropft. Keine Nacht vor 2 Uhr kam ich ins Bett. Und als die Prüfung kam, da machten die jungen Herren es spielend, sie, die meist auf ihren Pferden durch die Heide jagten, für die die Arbeit Nebensache war, und ich — fiel durch.

Als Kompagniefeldwebel war ich ein kleiner König. Jetzt als Leutnant fange ich an, wo ich vor 20 Jahren begonnen habe: Ich bilde 20 Rekruten aus. Deshalb, nein deshalb wollte ich nicht Leutnant werden.

„Ich habe meinen Abschied eingereicht, wenns mir das Herz auch bricht, nicht mehr Soldat zu sein!“

Der Presseoffizier. „... Wir haben gedacht, wir könnten die Presse kommandieren wie die Soldaten. Aber sie will nicht. Ohnmächtig stehen wir da, können einfach nicht soviel Gift und Galle spucken, soviel Gedankenpurzelbäume schlagen, soviel Schlangenlinien laufen, wie der Journalismus: Weltschmerz liegt das unserm starren, nüchternen Charakter und wenn wir uns anpassen, verdirbt unsere Stärke: der Charakter.

Dies Instrument der Presse, so fein wie der „Militarismus“, wo es noch viel schneller als beim Offizier darauf ankommt, Ideen zu entwickeln, rasch und oberflächlich zu entwickeln, im Gegensatz zur gründlichen Arbeit des Offiziers, — dieses Handwerk, das doch dem unsrigen so nahesteht, weil zu beidem rasche Auffassung und Konzentrierung vorhanden sein muß: Wir beherrschen es nicht, denn uns fehlt der Geist, jener oberflächliche „intellektuelle“ und typisch jüdische Geist, jener reißerische, glitzernde, schillernde. Wenn wir unsere Ideen vertreten, an die große Masse kommen wir nicht heran. Das muß heute sein. Wir können uns nicht entblößen, wie die Herren Schriftsteller. Unsere Arbeit ausposaunen wie die Politiker. Aktuell sein und Geheimnisse verraten. Und weil wir in der Presse, die unser Erbe als Machtfaktor im Staat angetreten hat, schweigen müssen: deshalb haben wir so wenig Freunde . . .“

Der Stabsoffizier. „... Im Orient, in Rußland, an der Marne und in Italien, war mein Sturm-Bataillon nicht immer vorne dran? Und wenn ich an meine Leute denke, wie ihre Augen blitzten in der ersten Kriegszeit, wenn das Bataillon zum Angriff meinen Tagesbefehl erhielt, und wie ihre Augen auch dann noch glänzten, als sie am 20. November 1918 meinen Abschiedsbefehl erhielten, so denke ich: Auch Deutschlands junger Nachwuchs ist kraftvoll, wenn's die Führer sind. Sie waren's am 9. November nicht.

Mein Bataillon kam kampfbereit nach Hause, ward aufgelöst; ich piff auf diesen Staat und seine Führer und wurde Tischler.

Sie haben mich wiedergeholt. Jetzt wollen sie mich los werden. Ich werde ihnen zu gefährlich. Denn meine fünf-hundert, sie hängen an mir, und das darf in der Republik nicht sein. Persönlichkeiten duldet sie nicht.

Wir Stabsoffiziere müssen bleiben. Wir werden bleiben. Wer sollte sonst die Tradition halten? Die jungen Deutnants, die nie das Alte kannten, nur den durch den Krieg erschütterten Staat, und ein Heer, wo Friedensführung schon nach einem Jahr erschüttert war? Wer sollte gesundem Neuen den Weg weisen? Die alten Generäle, denen die Tradition so im Blute steckt, daß sie mit Scheuklappen am Neuen vorüber gehen? Wir Stabsoffiziere sind das Rückgrat auch der neuen Wehrmacht. Denn wir steh'n mit einem Fuß im alten, mit dem andern im neuen Regime. Breitbeinig steh'n wir da und lassen uns nicht umstoßen, vom Ziele wegstoßen: Deutschen Nachwuchs kraftvoll zu erziehen.“

Der republikanische Offizier. „... Das Kaiserreich ist für die Zeit, in der ich vorwärts kommen will, erledigt. Man muß Republikaner um sich sammeln, auch in der Wehrmacht, und die Monarchisten ersetzen. Schritt um Schritt. Ich habe meinen Eid auf die Republik geschworen. Ich halte ihn. Und kommt der Tag, wo eine Krisis die monarchistischen Offiziere der Wehrmacht wankelmütig findet, so führe ich nicht bloß die Kompanie, sondern das Bataillon und setze jene hinter Schloß und Riegel. Das bin ich meinem Eide und meinem Vorwärtskommen schuldig...“

Der demokratische Offizier. „... Nachdem im Kriege wahrhaft genug Blut geflossen, nachdem der Bürgerkrieg 1919 Tausende von Opfern geschluckt und der Kapp-Putsch tiefe Wunden gerissen hat, und wir gemerkt haben, daß die Herrschaft der Mehrheit nicht von einer kleinen Minderheit gebrochen werden kann, sollte es da nicht Zeit sein, sich mutig zur Demokratie zu bekennen, zu jener Demokratie, die ein für allemal den Mehrheitswillen respektiert und obendrein theoretisch jedem Staatsbürger das größtmögliche Glück gewährt? Nicht, daß ich demokratisch erzogen worden bin und mir deshalb diese Gedanken kommen. Sondern sie stammen schon aus dem Kriege, wo ich sah, daß sich das Volk nicht regieren lassen wollte, keine Führerschicht anerkennen wollte. Warum drängt sich diese Führerschicht immer wieder auf, immer wieder, immer wieder. Mag die Demokratie dem Volke und dem einzelnen sein Schicksal vorschreiben! Und dann: Wenn ich auf der rechten Seite jene Borniertheit sehe, die führen will, mit Gewalt führen will, ohne außer der Gewalt wenig zu besitzen, wenig Ideen, wenig Geist, keine Ethik für die Massen, keinen Schwung und keinen Mut, wenn ich in der Mitte alle jene Geister sehe, der Kunst, der Literatur, der Wissenschaft, die produktiv sind, neue Wege weisen und vorwärts stürmen, und denen man rechts in geheimräthlicher und professoraler Borniertheit die Türen verschlossen hat und verschließt: sollte ich mich da nicht zur Demokratie bekennen? Sollte ich nicht noch weiter nach links rücken? Nach dort, wo außer der Demokratie noch eine soziale Weltanschauung herrscht (scheinbar, denn sie ist mir noch nicht zum Erlebnis geworden, so daß ich sie nachprüfen kann)? Sollten wir Offiziere uns nicht zur Sozialdemokratie bekennen, weil wir doch eine Idee brauchen, nachdem uns unsere Kaiseridee geraubt ist? Sollten wir uns nicht der Demokratie zuwenden, weil unser Volk genug gelitten hat und keine außergewöhnlichen Taten, und seien sie noch so weitschauend, weder von rechts noch von links, sehen will? Nur Ruhe haben, nur Demokratie?...“

Der kaiserliche Offizier. „... Wir bleiben, was wir waren: das ist unser Sinnpruch. Wenn ich das Vaterland sehe, beherrscht von Menschen, die sich und das Volk begaukeln: Mit schönen Worten, mit vielen Worten. Mit herrlichen Ideen und vielen Ideen. Mit schnellen Taten, mit vorschnellen Taten, die wohl im Augenblick die Not lindern, für die Augenblicks-Republik. Was aber, wenn die Hilfsquellen und die Männer aus der Kaiserzeit abgewirtschaftet

sind, die Beamten, die Wirtschaftler, die Lehrer; danach fragt kein Führer dieser Augenblicks-Republik.

Nah, was wußten wir früher von Politik? Weniger wie unsere Soldaten. Der Kaiser war für mich die Politik, und als der 9. November kam, stand ich fassungslos, denn ich wußte nichts von den sozialen Kämpfen weiter Volksschichten, die ihren Ausdruck in der Politik fanden. Unsere Stärke in ruhiger Zeit wurde uns zum Verhängnis in kritischer. Auch heute noch schüttle ich mich, wenn ich von der waschmüuligen Politik höre, wenn ich die Zeitungen lese, wie gelogen wird, und wie ernsthaft jeder lügt, als wenn er Wahrheit sagte. Ich hasse die Politik. Aber ich muß mich mit ihr beschäftigen, damit wir nicht eines Tages wieder versagen. Nicht aktive Politik treiben, aber wissen, was vorgeht. Ich sage: ich bin zu dumm zur Politik. Das ist mein Stolz. Wozu die Zersplitterung? Wenn ich die Kerls meiner Kompanie begeistern kann, beim Felddienst, auch beim trockenen Exerzieren und beim Kompanieabend, so will ich mich damit begnügen. Die Soldaten — meine Welt . . .“

Der neue Frontoffizier. „ . . . Ihr Politiker, die ihr von euren Leuten spricht, als kenntet ihr sie, die ihr von Hunger redet, den ihr nie gelitten habt, die ihr das Wort in den Mund nehmt, und tut als wenn ihr wüßtet, wie seine Seele aussieht. Ihr Parteipolitiker, ihr Theoretiker, ihr Vertreter von Sonderschaften, man jage euch zum Teufel und stelle dafür Führer hin, denen der Krieg zum Erlebnis wurde, der Krieg, der euch ja nur eine Mär ist.

Nun sitzen auch die Frontoffiziere, die inaktiven, in schönen Stellen der Industrie und des Handels, auch die Frontoffiziere und haben ihre große Mission vergessen: Führer der Masse von Ungelesenen zu Gelesenen zu sein. Sie sollten in die Bergwerke gehen, zu Siedlungen, auf die Güter als Inspektoren, in die Fabriken als Vorarbeiter, von Grund auf anfangen und dann Arbeitsführer sein! Haben das nicht einige getan? Wohl, aber man hat sie in die Bergwerksschächte geworfen, hat ihre Arbeit sabotiert, sie als Spitzel verschrien, sie mit ihrem Idealismus! Aber sind wir nicht Manns genug uns durchzusetzen?

Wir aktiven Frontoffiziere der Reichswehr, haben wir das nicht auch getan? Erinnern wir uns des heimlichen, peinlichen Gefühls, als wir nach der Revolution auf die Mannschafsstuben gingen und eisiges Schweigen eintrat, das Schweigen des Hasses, das Schweigen des Mißtrauens? Wir sahen, wie sie unsere Worte belächelten, bespöttelten und hinter uns sprachen: Ihr Unehrlischen. Und wir haben uns doch durchgesetzt!!

Wohl: Wir haben einen Preis gezahlt. Licht und Glanz des Friedensoffiziers in einer ruhigen Zeit: Wir Frontoffiziere kennen ihn jetzt nicht. Salon und Theater, Musik und Kunst, Reiten und Tanz: das habe ich nicht: nur meine Kaserne, meine Kaserne, und meine Leute. Ihnen gehört der Nachmittag und der Abend, die Sorge um sie. Zwischen Offizier und Soldat eine Fessel zu schlagen, vom Frontmenschen zum Lattemenschen: ist das keine Aufgabe, wert, auf äußeren Glanz zu verzichten und wert, sich um sich selber so wenig zu kümmern, daß man Gefahr läuft zu — verflachen? . . .“

Der Judensoldat. „... Müze schief, Zigarette im Maul, aus der Kriegsfabrik entlassen, so lauf ich durch die Großstadtstraßen. Beim flimmernden Licht der Bogenlampen bis zum Morgengrauen! Der kalte Glanz, das Glackerweiß, Lünche der Nacht: wie meine Seele. Immer neue Menschen wogen: pulkieren im Gleichklang meines raschen Blutes. Immer neue Gesichter, Schminke, falsche Perlen und der ganze Plunder-Wunderschein, das Gligern und die Oberflächen-Leidenschaft, sie waren wie meine Seele, die ich habe, die ich liebe, wenn ich sie auch nicht achte. Und wenn die klugen Leute über mich spotten: was gönnen sie meiner Seele den äußeren Glanz nicht? Sene, die an innerem genug haben? Was verstehen sie uns nicht?

Der Krieg war aus, die Freikorps entstanden. Trompeten hörte ich, Trommellklang, Soldatengefang. Sah schöne Uniformen. Es klappten Schritt und Tritt. Und die Mädchen flogen den Jungen zu. Da wurde ich Soldat. Die Müze schief, Zigarette im Maul strich ich des Abends durch die Großstadtstraßen. Sie haben mich bald herausgeworfen, die Herren Offiziere. Wenn ich des Nachts beim Mädchen war und morgens beim Appell dann fehlte. Was wußten sie von meinem Blut? Von einer Seele, die nachts doppelt nach Glanz und Leidenschaft verlangte, wo monotoner Dienst am Tag uns plagte?

Nun war's vorbei. Ich stand in der Winternacht, der eisig kalten, die Müze schief, Zigarette im Maul, an einer der alten Ecken. Und meine Liebe kommt, das blonde raffige Mädchen! Ah, pah, so wurde ich wieder Jude! Und streiche durch die Straßen. Vom Bogenlicht bis Mitternacht, von Mitternacht bis Morgengrauen und Schein und Glanz und singendes Blut und klingendes Geld, sie machten aus mir: den Juden!

Dort um die Ecke kommt Musik: die Internationale. Sie demonstrieren, machen Politik. Ich bin dabei und schreie: Nieder die Reaktion!

Da hör' ich von ferne Militärmusik und sehe blinkende Knöpfe: Ach wenn's noch einmal geht, so werd' ich wieder Soldat!

Nun bin ich's wieder. Nun hab' ich den Glanz und die Mädels und weiß nur nicht, wie lang' die Herrlichkeit dauert. Vielleicht, daß ich schon morgen wieder an der Ecke steh' . . .“

Der Industrie-Soldat. „... Mein Vater ist Bergmann, mit 16 Jahren kam ich in die Grube, der Buckel ist krumm und die Hände sind grob, die Augen sind weit und ernst, weil ich sah, wie sich die Menschen mühten. Der Friede kam, Arbeiterentlassungen. Vater sagt: Junge, geh' zu den Soldaten, kann Dich nicht mehr ernähren. Ich weinte, ich weinte und wollte nicht fort. Die Mutter hat, aber Vater blieb hart, so ging ich mit Haß zu den Soldaten. Kam zu den Reitern und spürte den Drill, es kochte der Haß, von der Mutter genährt! Sie schrieb: „Ich bin Sozialistin seit 30 Jahr und mein Sohn bei den Preußen!! Schlag' Deine Vorgesetzten, zwing sie, daß sie Dich entlassen: ich sorge für Dich. Du kommst zur Partei, Du bist nicht dumm, kannst schreiben und rechnen. Handle!“

Ich schrieb der Mutter: „Wenn ich hier sehe, wie der Unteroffizier mich mit dem Kolben stößt, wenn ich falschen Schritt halte, wenn ich sehe, wie er

mich über den Kasernenhof hegt, und der Offizier in eine andere Ecke blickt, und wenn ich dann abends in der Kantine sitze, über sozialistische Schriften gebeugt, und Arthur aus der Fabrik herüberkommt und uns aufklärt: so weiß ich, Mutter, nur kurze Zeit, dann endet dies System. Ich aber bleibe hier und kommt der Tag, dann sollst Du wissen, Mutter, daß im Regiment Dein Sohn regiert.“

Der Bauernjunge. „ . . . Ich war Gärtner. Meine Jugend verträumte ich auf Wiesen zwischen Blumen und Sonne, bei harter Arbeit auf sonnenüberglänzttem Acker und in der Dämmerung des abendrotdurchfluteten Waldes. Ich liebte die gewaltige Größe und den heimlichen Glanz der Natur. Die Einheit und den Glanz suchte ich bei den Menschen. Denn ich war einsam inmitten meiner Blumen. Da kam ein Regiment, hielt Felddienst. Ich sah das Blitzen, Blinken und hörte die Musik. Sah die graue Masse in ihrer klaren, einfachen Linie, so wie mein Wald des Abends als blauer Strich so ruhevoll herüberleuchtet. Sah den Glanz klarer Augen als die Seele dieser Masse, wie die Blumen auf gleichmäßig grüner Wiese. Und die Soldaten inmitten meiner Heimat, inmitten meiner Blumen, meines Waldes, meiner Heide. — Ich hörte, sie ständen in kleinen Garnisonen, auf dem Lande, in der Heide, meiner Heimat, mit der ich so verwachsen war. Da wurde ich Soldat! Und wenn andere schelten und schimpfen über den Kommiß, ich habe schweres Unrecht nie erfahren, ein hartes Wort hat niemand mir gesagt. Ich glaube, es liegt an den Menschen. Wer vor den Augen immer Blumen und Wiesen sieht, im Sommer-Sonnenglanz und -Frieden, dem wird auch alles zum Guten . . .“

Der Kleinstädter. „ . . . Trotzig lief ich von Hause fort. Sie wollten mich immer ducken, sagten, ich wäre ein Kind und war doch schon 18 Jahr. Ging zu den Soldaten, lief in die große Stadt. Wie gingen mir die Augen auf! Sie lachten: „Du Provinzler, Du weißt ja nichts vom Leben!“ Sie schleppten mich durch Dreck und Schlamm, doch wenn ich nach Hause kam, so wusch ich mir die Hände . . . Und schrieb der Mutter: „Es sei mein Lebensziel, dem Vaterland ein strammer Soldat zu sein. Laß mich ein Beispiel werden für hunderttausend Anderer in Deutschland, wie man seine Pflicht tut.“

Sie brachten mir Politik bei: ich lachte sie aus. Bei uns daheim regiert der Bürgermeister, kein anderer sperrt das Maul auf und alles geht so still bei uns, wir merken nichts vom Zwang des Staates. Doch Ihr, die Ihr die Politik macht in der großen Stadt, in den Ländern und im Reich, mit Euren Männern, die vor vielem Reden und Konferenzen zum Arbeiten nicht kommen können, mit Eurer Presse, in der Ihr Euch aufeinanderhegt und das langsame Werden des Staates ausplaudert, bevor es wahr wird: Glaubt mir, Ihr hört so viel vom Staat, werdet so laut regiert, doch in unserer kleinen Stadt, da lacht man über Euch und Eure Politik. Ich will davon nichts hören, will Soldat sein, und auf meinen Hauptmann schwören, mehr nicht . . .“

Der Landsknecht. „... Fleischerbursche war ich, Schlachtbank und Blut um mich. Und ein hartes Herz, das hatte ich wohl! Und Latendurst. Drum ging ich nach Kurland, nach Ungarn, nach Moskau, nach der Türkei und wieder nach Ungarn. Nun bin ich Soldat der deutschen Republik. Dieser schwächlichen Republik. Bah, was gibt's hier für einen meines Schlag's zu tun! Nur Prügelei'n mit Zivilisten! Sonst nichts! Muß wieder Fleischerbursche werden. Muß wieder an der Schlachtbank.

Die Kameraden, pah; dies weichliche Gesichter. Diese Memmen! Möchte mit denen keinen Krieg führen! Bin doch der einz'ge in der Kompagnie, der Mumm hat. Sie schimpfen mich Landsknecht. Laß sie! Aber wenn's zuzupacken gilt, dann schrei'n sie nach mir . . .“

Der Rummelsoldat. Kling kling, bumm bumm, kling kling, bumm bumm, tching tching trara, tching tching. Walzer und Geigen und Clowns. Karussells und Schaukeln. Würfelbuden, Ausgeschreie, Pauken, Trommeln und Fanfaren, Trompeten, Militärmusik von nah und fern. Die Spree im Mondenschein trägt Kähne mit Soldaten, und ihre Mädchen singen leise in die Nacht. Menschenschlangen vibrieren. Auf den Alleen nur Soldaten, nur Soldaten.

Und die Dirnen so frech und die Soldaten so frei: „S'ist einerlei, wir sind unter uns, jetzt sind wir frei! In der Kaserne, da nimmt man uns wieder in Schloß, da sind wir wieder Soldaten!“

Aus dem Tanzsaal drüben lockt die Musik. Wir nehmen die Mädchen, zu Fünfen eine, und nahe der Wald; wir küssen sie toll!

Von ferne mahnt der Zapfenstreich: „Kommiß! Verdammt! Wir müssen heim!“ — — —

. . . . Auf dem Rückweg spricht ein Zivilist uns an. So ein eleganter Herr mit glattem Gesicht, so ausdruckslos, als hätte eine flache Hand ihm aufs Gesicht geschlagen. Er trägt einen Dneifer vor stehenden Augen:

„Laßt euch doch nicht einsperren, was haben wir die Republik, was hatten wir Revolution!“

„. . . Laß du uns mit der Politik in Ruh'. Wir woll'n Soldaten sein und sind es gern, drum tragen wir den Zwang, denn wir sind jung, s'ist gut für uns, daß alles seine Ordnung hat!“

Soldaten=Erotik. „. . . Nun sitze ich im Gefängnis.

Mein Freund und ich hingen seit dem 12. Jahre aneinander wie Brüder. Wir waren forsche Kerls, uns flogen die Mädchenherzen zu. Doch über allem Mädchen ging uns unsere Freundschaft.

Beruf wählen? Ja, aber nur gemeinsam. Das hatten wir uns seit frühesten Jugend vorgenommen.

Da marschierten die Soldaten durch die Stadt. Wir waren beide 18 Jahr. Wir sahen zum ersten Male Soldaten. Menschen, eingesperrt in gleiches Maß. Aber Menschen mit den gleichen Augen. Sahen bei vielen jenen ernstern, tiefen Glanz in den Augen, von Nebenmann zu Nebenmann, der uns beide, Arthur

und mich, aus Unbewußten aneinander zwang. Sahen dort eine Gemeinschaft, die alle Erlebnisse zu ähnlichen Menschen machte. Die Gruppe der Soldaten, sie zog zusammen aus, zum Krieg, zum Dienst und Tanz und lehrten zusammen heim: als Freunde, Kameraden.

Es war am Kompagnieabend. Wir beide waren die einzigen Fremden. Zwei junge Soldaten kamen auf uns zu, Arm in Arm, jenen geheimnisvollen tiefen Glanz in den Augen und lachten. „Wollt ihr nicht Soldaten werden?“ Arthur und ich sahen uns an. Kurz: Schicksalsstunde.

Die Eltern tobten, wir ließen nicht ab und wurden Soldaten.

Jetzt ging uns erst das Leben auf.

Wir waren niemals aus kleinstädtischen Verhältnissen herausgekommen, niemals mit Menschen in Berührung gekommen, die anders dachten als wir und mehr wußten. Wir griffen nach jeder Freude, die sich uns bot, wir mußten alles Leid der Erfahrung kosten: Wir blieben immer, immer zusammen. Kein Mädchen brachte uns auseinander.

Wir kamen in die Großstadt. Wir beide, beseelt von tiefster Achtung vor dem Mädchen und der Frau: sahen voll Ekel die Weiber der Großstadt. Wir waren so jung und unser Blut raste. Wir brauchten Liebe, sehnten uns nach Zartheit. Wir fanden nur Dirnen. Wir zogen durch die langen Großstadtstraßen. Auf und ab. Auf und ab. Unsere Augen wurden so weit. Ach, es blieb vergeblich!

Eines abends war ich allein auf der Suche nach einem Mädchen, stolz und zart, wie in der Heimat.

Drei Stunden irrte ich vergebens. Ich mochte wohl recht verzweifelt und traurig ausgesehen haben. Da sprach mich ein Herr an. Vielleicht fünf Jahre älter als ich, ein Student, wie er sagte. Ich wußte nicht, wie es kam: Der Klang seiner Stimme, das klare prüfende Auge, sie brachten mich dazu, ihm zu erzählen, wie ich litt. Daß ich in der Millionenstadt nicht ein Mädchen fände, daß so ist, wie daheim und in der kleinen Garnison: stolz und zart.

Er strich mir über die Stirn: sprach leise auf mich ein. Was es war, weiß ich nicht, aber es beruhigte mich. Wir sahen uns öfters, ich wurde sein Freund. Und all die Weichheit, mit der ich sonst mein Mädchen umgeben hatte, alle überfließende Liebe meiner zwanzig Jahre; er bekam sie. Ich wurde verliebt und eifersüchtig. Arthur vergaß ich.

Wir küßten uns. Was weiter geschah . . .

Jrgend ein Mensch verriet mich. Der Kompagnieführer ließ mich kommen: „Du bist mein bester Soldat, aber vor dem Staatsanwalt kann ich dich nicht retten!“

Nun sitze ich im Gefängnis.

Und draußen höre ich Trommelklang und Pfeisenzwitschern. Jetzt die Trompeten und nun die Pauke. Stille und dann . . . und dann: heller Soldatengesang.

Meine Kameraden . . .“

Der alte Unteroffizier. „ . . . Das neumodische Gelichter will nicht mehr parieren. Die Gesellschaft, die im Krieg nur Zigarettenrauchen lernte,

sich herumtrieb, und ausgemergelt vom Vergnügen: Das sind jetzt unsere Soldaten. Ich werde die Burschen erzieh'n. Soll'n den altpreussischen Unteroffizier kennen lernen! Weiß wohl — hören sie meinen Schritt von fern, so geht's schon durch die Stuben: „pst, pst, der Alte kommt!“ Respekt soll'n die Bengels kriegen! Soll'n lernen, was Pflicht heißt! Pflicht tun am Morgen, am Mittag, am Abend. Soll'n lernen, was Ordnung heißt: Daß der Knopf gerade sitzt und die Mütze recht und der Brustbeutel da ist und Geld drin am letzten des Monats. Und das Herz auf dem rechten Fleck. Und der Sinn grade. Und das Wort kurz und verlässlich. Soll'n einfach werden, wie ich's bin. Keine Lustschlöffer bau'n über ihr Können. Soll'n Kerks werden, wie ich: E. R. I und die Brust voll von Orden und keinen aus der Stappe, jawoll! Soll'n altpreussische Unteroffiziere werden. Dann leg' ich mich hin, ich alter Knochen, will sterben und an meinen König denken, dem ich — kommt seine Zeit — brave Soldaten schuf! . . .“

Der neue Soldat. „ . . . Ja, ja, ich hab's weit gebracht. Vor sechs Jahren saß ich noch auf dem Gymnasium. Sie warfen mich hinaus, ich war ihnen zu frech, zu altklug, zu geschickt: Dem grauen Gelichter der Herren Professoren. Mein Vater, der Herr Rechnungsrat, der jagte mich davon: „Hab' ich deswegen gespart mein Sohn, um diese Schande zu erleben?“ Das war sein Abschiedsbrief.

Ich war ein hübscher Bursch' und ging zum Film: Verflucht, war das ein Leben, ah pfui, aber teuflisch schön! Dann schob ich Salvarian und Kokain und beinah' hätt' es mich erwischt. Der Schreck, er machte mich vernünftig. Ich wurde Reisender in Seife und in Knöpfen. Das Geschäft ging schlecht. Anständig wollt' ich bleiben und hatte Angst vor Arbeitslosenunterstützung, vor'm Nichtstun, das mich immer tiefer ziehen mußte. So wurde ich Soldat.

Jetzt war ich 20 Jahre alt und dacht' zum ersten Male an die Zukunft. Sah meine Schulkameraden als Studenten, als Bankbeamte, als junge Kaufherren, wenn ich des Sonnabends stadtbummelte. Das preßte mir das Herz zusammen.

Ich kaufte mir Schulbücher und bereitete mich auf das Einjährige vor. Der Kopf, sechs Jahre lang nur voll Mlotria, nichts wollte mehr in ihn hinein. Doch wenn ich abends auf die Straßen ging und sah die Kameraden von einst stolz über mich hinweggehen: Das preßte mir das Herz zusammen. Ich ging auf die Kasernenstube, ich weinte, schrieb und schrieb. Meine Kameraden lachten!

Meine Kameraden . . . ah, bah, ich spreche kaum mit ihnen. Sie reden auf der Stube nur von Weib und Kartenspiel, von Zoten und von Tanz. Und schimpfen den Kommiß. Da war nicht ein Mensch, der für ernste Worte ernstes Verständnis hätte. Das preßte mir das Herz zusammen.

Ich liebe den Soldatendienst, doch wenn ich meinen Leutnant seh, dort, wo ich auch wohl stehen könnte, dann sag ich halt ganz leise vor mich hin: „Geseheiterte Existenz!“ Man weiß das in der Kompagnie und spottet, lächelt. Und das preßt mir das Herz zusammen . . .“

Der junge Unteroffizier. „ . . . Ich will Führer sein, mehr Führer sein als ein alter Schnauzbart-Unteroffizier! Ich will lernen, viel lernen, will

Offizier werden, mich losreißen von meiner ärmlichen Vergangenheit, hochkommen, vorwärtskommen!

Mutter schickt mir Geld, Extra-Uniform und Ledergamaschen. Das ist meine heimliche Freude. Komm ich nach Haus, seh' ich so schneidig wie ein Offizier aus. Ich weiß, daß ich eitel bin. Das muß jeder rechte Soldat sein!

Aber ich bin auch fleißig. Wenn der Dienst aus ist, sitze ich hinter den Büchern, gehe in die Volkshochschule, in den Fortbildungslehrgang, in's Theater, in's Konzert und in die Oper: Hochkommen ist meine Sehnsucht. Deshalb ging ich von der Heimat fort. Sie wollten meinen Drang dort an die Kette des Herkommens legen . . .

Nach zwölf Jahren bin ich Leutnant oder kann Beamter werden. Ich denke nicht daran. Will Soldat bleiben, will helfen, dem Vaterlande Menschen zu schaffen, die vorwärts streben wie ich, zur Tat fähig sind wie ich, Soldaten des Friedens und des Krieges: wie ich.

Ich bin noch jung und lebe nicht in Vorurteilen der alten Zeit und bin schon alt genug, um klar zu sehen, daß diese alte Zeit weit besser war. Das ist meine Politik.

Die Politik hat hier im Heer die Chargen arg entzweit. Ich glaub', daß nur der eine Weg zum Frieden führen kann:

Wir wollen eine Gemeinschaft von Berufssoldaten sein: Offizier, Unteroffizier und Mann.

Und damit uns bescheiden.

Kampf sagen wir der Politik. Dann werden wir, dann wird die Zukunft unserer Wehrmacht glücklich sein. . . ."

Die Erfahrungen des Kapp-Putsches forderten die Entpolitifizierung der Wehrmacht.

Offiziere und Soldaten, müde der Politik, sehnten die Entpolitifizierung herbei.

So wurde die Entpolitifizierung der Reichswehr im Wehrgesetz festgelegt und damit die Ara der ruhigen, gleichmäßigen Entwicklung geschaffen, der Boden bereitet für eine Erziehung an Offizier und Soldat, die in die Tiefe geht.

Damit hat auch die Wehrmacht der Republik eine Zukunft.

Das soll ein „Ausblick“ zeigen.

